Brief an den Vater eines gefallenen Freundes.

(Aus „Frankfurter Zeitung“ Nr. 317 vom 15. November 1914.)

Lieber und verehrter Herr,

Sie werden die Ursache fühlen, warum ich Tage vergehen ließ, ehe ich den Willen fand, Ihnen zu schreiben. Es schien mir besser, Sie eine Zeitlang allein mit Ihren Angehörigen zu lassen, wie auch ich vom Tode meines Freundes Felix zu niemandem sprach.

Denn vielleicht wären wir, jeder auf seine Weise, in den ersten Tagen weniger wie heute dem einzigen Zuspruche zugänglich gewesen, der in dieser Zeit von Mann zu Mann gehen kann und außer welchem ich auch keinen anderen weiß. Felix ist, persönlich und überpersönlich angesehen, den schönsten Menschentod gestorben. Persönlich im Hochgefühl der Leistung und des Opfers für eine Sache, der er angehörte, und für eine so ungeheure Idee, wie sie kaum in jedem Jahrhundert einmal die zur glücklichen Stunde Geborenen erfüllt; und rings umgeben von gleich hoch gehobenen Kameraden, die mit ihm stürmten, unter seinen noch leuchtenden Augen schon hinsanken und über seinen schon brechenden Blick hin noch jubelnd den gemeinsamen Sieg ergriffen. Ueberpersönlich im seligen Wissen von dem freiwilligen Dienst für ein Ganzes, ein Uebergeordnetes, dessen einziger Wert den seinigen vervielfachte und dessen notwendiges Leben das seinige ganz in sich aufgenommen hat.

Die Trauer, die ihr Recht aus dem Gefühl der natürlichen Verwandtschaft zieht, ist unantastbar. Eben darum, weil sie aus dem Geheimnis des Blutes stammt, verlangt sie weder noch erträgt sie Trost. Mir aber war Felix der Freund; und wenn schon im gegenwärtigen Augenblick unschicklich, so ist auch sicherlich am anderen Ort und zu jeder Zeit die Frage müßig, was tiefer binde und würdiger vereine: Bluts- oder Wahlverwandtschaft. Und darum darf ich mein Recht auf Schmerz verständnisruhig neben das Ihrige stellen, als Trauernder gleich unzugänglich Ihrem Trost wie Sie dem meinigen. Denn da die Zahl der Menschen klein ist, in deren Umgang und Liebe zu leben uns das Gefühl des Zuhauseseins auf dieser Erde gibt, so ist das frühe Hinausgehen weniger, ja eines einzigen dieser Menschen eine unbarmherzige Mahnung, uns Rechenschaft über unseren Mut zum eigenen Leben und Dableiben zu geben.

Hier aber, meine ich, ist nun das Sterben der Besten in diesem Krieg ein entscheidender Anlaß, sich mit all der übermateriellen Gesinnung, deren wir fähig sind, wieder im Ernste hinüber zu retten auf eine außerdingliche, vom Zufall des Erlebnisses befreite und darum letzthin religiöse Ansicht der Welt und des rätselhaften Lebens: dieser Krieg, gerade wo er uns unmittelbar ans Herz greift, ist nur erträglich für den, der einen unbedingten Sinn in ihm erkennt und der bei sich eines Glaubens gewiß ist,

welcher höher ist als alle Rechnung, höher als aller Mut zum Tode und als aller Verstand. Einerlei, wie diese notwendige Religion sich mit alten oder neuen Symbolen ausdrücken will; es genügt, daß sie den Plan der Weltgeschichte anerkennt; und daß sie an die sich ablösenden Aufgaben des Geistes und der diesen Geist darstellenden Völker glaubt.

Man muß glauben, daß es in diesem Kriege nicht um Neid oder Profit geht, sondern um den Austrag oder Neuantritt geistiger Herrschaften; dann wird mit einem Mal der Tod unserer Freunde und Brüder bedeutsam, versöhnlich und gut Denn die in diesem Kriege freudig stehen, die stehen im Unwiderruflichen und Gewissen. Vor ihnen hat sich wahrhaftig Walhall aufgetan; und fallen sie, so fahren sie, Unsterbliche, stracks ein ins offene Tor des Heldensaales deutschen Geistes. Und ihnen ist kein Zweifel mehr, kein Niedersinken ins Alltägliche mehr aufgespart. Sie haben um den Preis des Todes in der Jugend, abgebüßt, was jemals an den künftigen Jahren ihrer Mannheit und ihres langsamen Alterns schlecht gewesen wäre.

So sind die auf dem Schlachtfeld draußen schon Vollendeten für uns Nichtkämpfer daheim in vieler Hinsicht fast ein Anlaß gefährlichen Neides. Denn die jetzt für das größere, vom Gott der Weltgeschichte gewollte Deutschland sterben, die haben einen so unvergleichlich viel verdienstvolleren und zugleich leichteren Tod als wir anderen, die wir ein Leben hin kämpfen, wirken und würgen müssen, um etwas für jenes Große und Ganze zu leisten, das wir das erhöhte Walten des deutschen Geistes in der Welt nennen wollen. Uns übrigen im Lande wird der Friede erst, den jene uns erkämpfen, den großen, den langen, den zähen, den bitteren Krieg bringen: den Krieg gegen uns selbst und unseren alten Alltag; und den Krieg gegen den vorjährigen Profitjäger, den unausrottbaren Spießbürger, den geschäftigen Geistfälscher, den Kunstheuchler, den Gesellschaftskräusler und Glaubensverdreher; den Krieg also, in einem Wort, gegen alles, was schlecht war und schlecht bleiben wird am sterblichen Teil unseres deutschen Lebens. Und uns wird Abstieg, Zweifel und gewiß auch Ekel nicht durchaus erspart sein; denn mir leben weiter, schleppen weiter, streben weiter, tausendfachen Feind vor Augen, aber ohne Möglichkeit des Schanzensturms mit Hurrageschrei.

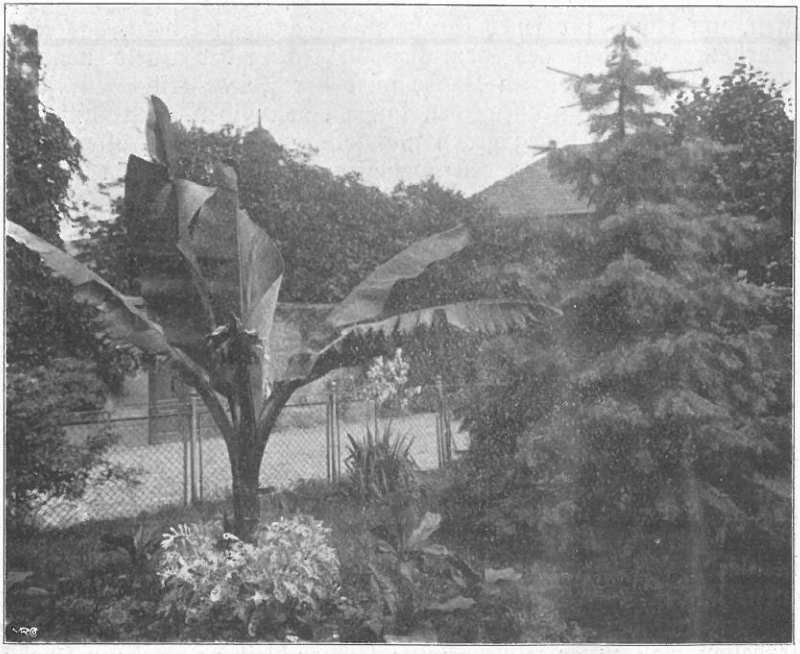
Wir werden nicht im schicksalgeschenkten gegenwärtig Gewissen stehen wie jene Freunde, die uns heute sterben, sondern alles, um das wir kämpfen wollen nach heutiger Erleuchtung: — um Reinheit und Gesundheit, um Gerechtigkeit und Wahrheit von deutschen Wesens Darstellung — das werden wir, statt es im unmittelbaren Gewissen der großen Ereignisse zu erleben, nur im eignen, innersten Gewissen haben und bewahren können.

Und auch dann, was ist unser Los? Dann, wenn wir im allerbesten Fall unser selbst gewisse Lerner bleiben: — denn lernen kann aus diesem Krieg, was not tut, im letzten ja doch nur der

Mann, der es auch wußte lange schon vor diesem Krieg — auch dann wird unser lebenslanger Kampf ein „Positionskrieg“ bleiben, endloser und aufreibender als der an Aisne und Oise, und unser Los wird sein, am Ende ohne jenen schönen Rausch der letzten sieganfachenden Begeisterung, unseren Tod allein im Bette abzumachen.

Wenn ich so denke, läßt wohl meine Trauer nach. Ich freue mich unserer toten Männer, je lieber sie mir im Leben und je näher sie mir waren, wie über solche, denen man Gutes gönnt. Und mein Neid, der aus ehrlichem Zweifel stammt, ob ich es je an meinem Ort so gut machen werde wie die Gefallenen an dem ihrigen, verbessert sich ihnen gegenüber zu versöhntem Beifall.

Diesen Glauben wünsche ich auch Ihnen, lieber und verehrter Herr, und der Mutter dieses Sohnes, und den Geschwistern meines Freunden Felix von Herzen . . . . . .



Vor dem tropischen Gewächshaus von Wilhelmshof.